

Benedict Schubert

Predigttext: 1. Petrus 2, 8-17

Angstfrei Rechenschaft geben von der Hoffnung

8 Schliesslich: Seid alle eines Sinnes, voller Mitgefühl, liebt einander, übt Barmherzigkeit, seid demütig! 9 Vergeltet nicht Böses mit Bösem, nicht üble Nachrede mit übler Nachrede. Im Gegenteil: Segnet, denn ihr seid dazu berufen, Segen zu erben.

10 Denn wer das Leben lieben will
und gute Tage sehen möchte,
der halte seine Zunge im Zaum, fern vom Bösen,
und seine Lippen, dass sie nichts Heimtückisches sagen.
11 Er gehe aber dem Bösen aus dem Weg und tue Gutes,
er suche Frieden und jage ihm nach.
12 Denn die Augen des Herrn sind gerichtet auf die Gerechten
und seine Ohren ihrer Bitte zugewandt;
das Antlitz des Herrn aber steht gegen die, die Böses tun.

13 Und wer wird euch etwas antun, wenn sich euer Eifer auf das Gute richtet? 14 Doch auch wenn ihr um der Gerechtigkeit willen leiden müsst - selig seid ihr. Den Schrecken, den sie verbreiten, fürchtet nicht, und lasst euch nicht irremachen! 15 Den Herrn aber, Christus, haltet heilig in euren Herzen. Seid stets bereit, Rede und Antwort zu stehen, wenn jemand von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist. 16 Tut es jedoch mit Sanftmut und Ehrfurcht, mit einem guten Gewissen, damit die, die euren guten Lebenswandel in Christus schlechtmachen, beschämt werden, wenn sie euch in Verruf bringen. 17 Denn es ist besser, Gutes zu tun und - wenn es der Wille Gottes ist - zu leiden, als Schlechtes zu tun und zu leiden.

1. PETRUS 3

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

es ist nicht zu übersehen: wir werden weniger. Im Unterschied zu anderen Weltgegenden, wo Kirchen wachsen, gehen in unserem Land die Mitgliederzahlen zurück. An manchen Orten ist das Tempo der Veränderungen

rasanter, an anderen so langsam, dass man es nur mit der Zeit überhaupt wahrnimmt. Ich habe Grüsse aus meiner Basler Gemeinde & Kirche mitgebracht. Meiner Kirche gehörten vor fünfzig Jahren noch 137'000 Mitglieder an, heute sind wir gerade noch 31'000. Sie werden eine Ahnung haben, wie es bei Ihnen im Diemtigtal aussieht und in der Berner Kirche.

Man kann diese Trends als Verlust, als Schwindsucht, als Untergang verstehen. In der Folge versuchen die einen krampfhaft, so lange als möglich zu tun, als geschehe gar nichts, und wir könnten und sollten einfach an den traditionellen Formen und Methoden festhalten. Andere kommen mir vor, als sei für sie die Kirche die Titanic, die mit dem Eisberg zusammengestossen ist, und es bliebe nur der Ausweg, sich ins eisige Wasser der Entkirchlichung sinken zu lassen und mit dem Glauben unterzugehen. Ein paar retten sich in kleine Rettungsboote enger Frömmigkeit und eine kleine Gruppe spielt „Näher, mein Gott, zu dir“, bis eine Eisscholle die Tuba verstopft.

Ich persönlich finde das nicht eine besonders attraktive Art und Weise, sich dem zu stellen, was abläuft. Spannender und zukunftsweisender finde ich es, mir zu vergegenwärtigen, dass wir damit wieder in eine Lage kommen, in der sich auch die ersten Gemeinden befanden. Sie waren keine soliden Volkskirchen, sondern überall eine Minderheit, die über wenig Ressourcen verfügte und sich in einer gesellschaftlich höchst fragilen Situation befand. Auch den ärmsten Reformierten in der Schweiz im Tessin oder in Genf geht es noch besser als ihnen damals.

Wenn ich mir das klarmache, reden Texte wie der, den ich Euch heute vorlege, neu zu mir. Der 1. Petrusbrief richtet sich an eine Gemeinde, die in ihrer Gesellschaft eine religiöse Sondergruppe ist. Die wenigen Christinnen und Christen leben unter vielen anderen Menschen, die ihren christlichen Glauben nicht teilen. Nicht bei allen geniesst die christliche Gemeinde viel Sympathie. Etliche schauen argwöhnisch auf diese neue Bewegung, manche sind Christen gegenüber ausgesprochen feindselig eingestellt.

Was hat der Brief ihnen und uns zu sagen? Im ersten Teil des Schreibens hat er der Gemeinde in Erinnerung gerufen, wie viel sie in den Augen Gottes wert sind, was für ein kostbarer Schatz ihnen im Evangelium anvertraut worden ist. Gleichzeitig macht er der Gemeinde keine Illusionen: das Evangelium ernst zu nehmen und dem *Hirten* nachzufolgen, *dem Beschützer eurer Seelen* (2,25), bedeutet, ein Fremder zu werden im eigenen Land. Für den 1. Petrusbrief sind Christen Pilger, Menschen auf einem Weg. Sie gehören dorthin, wo sie erst noch ankommen werden.

Unterwegs sollen und können sie sich nicht einfach niederlassen in dem, was ihnen bekannt ist und allen um sie her vertraut.

Unser Abschnitt stammt aus dem zweiten Teil des Briefs; hier geht es um die Frage, welche Auswirkungen es auf das Leben der Gläubigen haben soll, wenn sie im Bewusstsein ihrer doppelten Identität leben. In den Augen Gottes sind sie *ein auserwähltes Geschlecht, eine königliche Priesterschaft, ein heiliges Volk, das er sich zu eigen machte* (2,9), den um sie herum lebenden Menschen gegenüber aber *Fremdlinge in fremdem Land* (2,11).

Ein wichtiger Teil unseres Textes ist das Zitat aus Psalm 34, den wir vorhin gemeinsam gebetet haben. Der Psalm ist durchweht von einem ganz ähnlichen Duft wie der 1. Petrusbrief. Die Anweisungen, die er den Gläubigen gibt, kann der Apostel deshalb gut aufnehmen. Ihr Grundtenor ist: setzt Euch in allem, was Ihr tut und sagt, für den Frieden ein.

Sich für den Frieden einsetzen bedeutet ein Engagement sowohl gegen innen – innerhalb der geistlichen und leiblichen Familie – als auch ein Engagement gegen aussen, in der Öffentlichkeit – und ganz besonders gegenüber denen, die einem unfreundlich, ja feindselig begegnen. Schillers Wilhelm Tell meinte zwar, es könne der Frömmste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefalle. Der Apostel sieht das entschieden anders. Es behauptet nicht, es sei einfach, oder es sei dafür nicht manchmal ein hoher Preis zu bezahlen. Doch für ihn ist klar: glaubwürdig ist das Evangelium im Mass, wie es sich als Wort des Friedens und der Versöhnung bei denen bewahrheitet, die sich darauf berufen und beziehen.

Seid alle eines Sinnes, voller Mitgefühl, liebt einander, übt Barmherzigkeit, seid demütig! Vergeltet nicht Böses mit Bösem, nicht üble Nachrede mit übler Nachrede. Im Gegenteil: Segnet, denn ihr seid dazu berufen, Segen zu erben.

Der Apostel setzt ein mit einer Reihe von knappen Anweisungen. Sie haben sich immer wieder als missverständlich erwiesen. Man hat aus ihnen abgelesen, Christenmenschen, vor allem die Frauen, müssten immer den Mund halten, alles mit sich machen lassen und ein seliges Lächeln auf den Lippen bewahren, auch wenn ihnen übelst mitgespielt wird.

Es wurde eine Art von süsslicher Passivität in diesen und ähnliche Texte hineingelesen. Dabei schreibt der Apostel von Verhaltensweisen, die viel Mut und Kraft verlangen. Oder ist es nicht so, dass wir grossen Aufwand

treiben müssen, wenn wir wirklich *eines Sinnes sein* wollen? Es bedeutet doch, einander unsere unterschiedlichen Vorstellungen und Erwartungen, unsere Vorlieben und Aversionen offen zu legen und dann gemeinsam Wege zu suchen, wie wir sie als je unsere Gaben in ein Ganzes einbringen können. Da werden möglicherweise Akzente anders gesetzt, als uns lieb ist, auf dies oder jenes werden wir vielleicht verzichten müssen – doch es geht nicht um stumme Duckmäuserei, sondern darum, dass jede und jeder – wie Paulus das einmal schreibt – *nicht nur auf das ihre achtet, sondern auch auf das des Nächsten* (Phil 2,4).

Ähnliches liesse sich über die anderen Verhaltensregeln sagen. Auch Mitgefühl ist nicht etwas süss-weiches, und Liebe will manchmal auf anstrengende Weise geübt werden. Barmherzigkeit kann ich nicht einfach, ich muss sie lernen und üben; und Demut braucht Mut, das ist schon fast banal. Die erste Reihe von Regeln schliesst der Apostel mit dem Befehl: Segnet.

Segnen – das heisst: im Namen Gottes eine *benedictio* aussprechen, das gute Wort über einen Menschen, über einer Situation, über einem Vorhaben. Keine *maledictio*, nicht Worte, die abschätzig sind, den anderen heruntermachen, sie und das, was sie ist und vorhat, kleinreden und beschädigen. Wir sind berufen, Gutes zu sagen, Worte, die aufbauen und wertschätzen, Worte, die weiterführen und ermutigen.

In allem sollen wir – so heisst es dann schön im zitierten Psalm – *den Frieden suchen und ihm nachjagen* (34,15). Wenn die Christinnen und Christen sich so verhalten – wer, fragt der Brief, *wird euch etwas antun*? Eigentlich sollte die Gesellschaft doch froh sein darum, dass in ihrer Mitte eine kleinere oder bedeutendere Gruppe von Menschen lebt, die ihren *Eifer auf das Gute richten*. Unglücklicherweise hat die Gemeinde damals offenbar das Gegenteil erfahren: sie wurden verspottet, ausgegrenzt, das Leben wurde ihnen sehr schwer gemacht. Ihre Gegner *verbreiten Schrecken*. Wie sollten die Gläubigen damit fertig werden?

Der Apostel sieht eine dreifache Reaktion:

Zuerst soll die Gemeinde sich durch diese Anfeindungen nicht verängstigen lassen. Sie soll sich nicht beirren lassen. Nun mag das etwas blauäugig klingen oder auch als eine Art Überforderung daherkommen. Denn wie geht das: mich nicht ängstigen lassen, wenn Angst doch etwas ist, was uns beschleicht und überfällt, besetzt und beengt?

Der Brief meint: beschäftigt euch nicht mit euren Ängsten, dadurch vertiefen sie sich. Sondern *haltet den Herrn Jesus heilig in euren Herzen*. Pfl egt Umgang mit dem, der euch umgibt. Ruft euch in Erinnerung, dass er sich an Euch erinnert. Sucht die Nähe dessen, der euch schon näher ist, als ihr selbst es euch seid. Jede, jeder wird ihre eigene Methode haben, doch bei allem geht es darum, das Bewusstsein in uns wach zu halten, dass wir erfüllt sind von der geheimnisvollen Gottesnähe, die uns in Jesus geschenkt ist.

Und schliesslich das Dritte: *Seid bereit, Rede und Antwort zu stehen, wenn jemand Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist*. Sucht Worte, Bilder, Vergleiche, durch die ihr vermitteln könnt, weshalb ihr Liebe übt oder üble Nachrede nicht mit übler Nachrede vergeltet. Modern gesprochen: kommuniziert eure Hoffnung. Teilt mit, was ihr glaubt.

Das mag in unserer Gesellschaft der schwierigste Teil sein. In unserem Land ist eine eigentümliche Sprachstörung zu beobachten, wenn es um Fragen des Glaubens geht. Wir finden, Religion sei strikte Privatangelegenheit. Und wenn das Gespräch darauf kommt, finden wir es rasch peinlich, weil wir auch keine Übung darin haben, über das zu reden, woran wir uns orientieren, worauf wir uns im Tiefsten verlassen. Doch für den 1. Petrusbrief ist klar: Neben der Unerschrockenheit und der auf Christus ausgerichteten Herzenshaltung gehört es wesentlich zur christlichen Identität, dass wir auch im Gespräch darlegen, woran unser Herz hängt und worauf unsere Seele hofft.

Mission hat eine eigentümlich schlechte Presse in unserem Land – und erst recht anstössig finden wir, wenn jemand missioniert. Albert Schweitzer, an den wir in diesen Tagen denken, fand – Ihr habt es gehört: *Das einzig Wichtige im Leben sind die Spuren der Liebe, die wir hinterlassen, wenn wir gehen*. Sein Beispiel beeindruckt bis heute, weil es verbunden wird mit einem Verständnis von Mission, bei dem es zuerst und zuletzt um die praktische, tätige Nächstenliebe geht. Dabei hat auch Schweitzer – teilweise sehr beredt und ausführlich – vom Evangelium her begründet, weshalb er tat, was er tat. Sein Zeugnis war ein Echo auf das, wozu der 1. Petrusbrief rät.

Wir ehren sein Andenken und sind gleichzeitig uns selbst als Christinnen und Christen und unserem Herrn treu, wenn wir seinem Beispiel folgen und damit dem, wozu der 1. Petrusbrief seine Gemeinde ermahnte. Die Menschen um uns her sollen sehen und erfahren, dass wir *das Volk Gottes sind, dass wir Barmherzigkeit erlangt haben* (2,10).